Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 2

Artikel: Die sterbende Brücke : Feuilleton
Autor: Haas, Katharina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1080097

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Casanova scheint da, eng an der Seite des hübschen Bademädchens, einer kulturgeschichtlichen Wahrheit sehr eng auf der Spur gewesen zu sein. Was die bernischen Moralisten des 18. Jahrhunderts als Zeichen der letzten Verderbnis und fast als Vorboten eines drohenden Weltunterganges beklagten, erschien ihm, dem nur äusserlich zynischen Kenner der Bräuche aller europäischen Länder von damals, teilweise viel eher als erstaunlicher Überrest einer ursprünglichen, sonst fast überall untergegangenen Natürlichkeit.

Auch von andern Zeitgenossen, die das ganze Treiben in der Matte im übrigen tief beklagten, haben wir das erstaunliche Zeugnis, wie sehr doch diese Mädchen, ganz im Gegensatz zu den Dirnen der Grossstädte, noch eine gewisse ruhige Würde, ihr Selbstbewusstsein zu bewahren wussten. Schon aus dem 18. Jahrhundert besitzen wir ebenfalls den wertvollen Hinweis, dass es sich hier offenbar um Frauen aus ländlichen Gegenden handelte, die in einer Welt der Kilter-Überlieferungen, also der ziemlich ungezwungenen, freien Umgangsbräuche zwischen den Geschlechtern aufgewachsen waren.

Der Betrieb in den Badstuben Berns, der in dem der unzähligen Bäder der dafür berühmten Schweiz vielfach seine Entsprechungen fand, bot damit den von der Prostitution der Städte und der Maitressenwirtschaft der Fürstenhöfe ermüdeten Europa-Reisenden des 18. Jahrhunderts etwas für sie verhältnismässig Neues: Die «Laster», die sie hier begehrten und auch in Hülle und Fülle fanden, waren eigentlich eher eine Art überlebte, in völlig gewandelte sittliche Werte hereinragende alte Tugenden.

Die aus ärmlichen Verhältnissen in den Dienst des Badelebens tretenden Mädchen fühlten sich in ihrer ganzen Verhaltensweise den Bräuchen ihrer Volkskultur noch immer nahe und konnten darum kaum gewahr werden, wie ihre ganze Tätigkeit dank der sich verschiebenden wirtschaftlichen Verhältnisse immer mehr in die Nähe des käuflichen und verlogenen Dirnenwesens rückte.

Es war sicher heuchlerisch, dass dann vor allem das 19. und 20. Jahrhundert, also gerade jene Zeiten, die den Höhepunkt der widerlichsten, von jedem poetischen Beiwerk entkleideten Prostitution auf den Höhepunkt der «Entwicklung» treiben sollten, solche Tatsachen als «Flecken auf unserer nationalen Vergangenheit» aus ihrem Bewusstsein zu verdrängen und damit totzuschweigen suchten.

Gerade aus den Nebenerscheinungen des Niederganges einer Kultur vermag der aufmerksame Betrachter deren Gesetzmässigkeiten, deren Sinn und auch die innere Grösse von deren Menschen zu erahnen.

Die sterbende Brücke

Es war an einem heissen Juninachmittag, zu der Stunde, da mit dem Längerwerden der Schatten die schweigende, reglose Glut sich hinüberwandelt in einen milderen und zärtlicheren Abend. Der beissende Geruch des aufgeweichten Asphalts trat zurück hinter den Duft der Lindenblüten, der in warmen Wellen durch die Strasse wehte. Tiefblau und gegen das Violette hinspielend wölbte sich der Himmel über der Stadt.

Wir befanden uns auf dem Weg vom Aarebad in die Schule zurück. Es eilte uns nicht. Auf der Kirchenfeldbrücke blieben wir stehen. Eine Trambahn ratterte vorüber. Wir beobachteten das Erzittern der Brücke.

«Es verstärkt sich», stellte Fred fest.

Bruno lachte: «Retten wir uns ans andere Ufer, bevor sie zusammenfällt!»

«Eines Tages wird sie einstürzen», prophezeite Fred, «mitsamt deinem blöden Gelächter. Mein Onkel sagt, es fehlen Schrauben in den Trägern.»

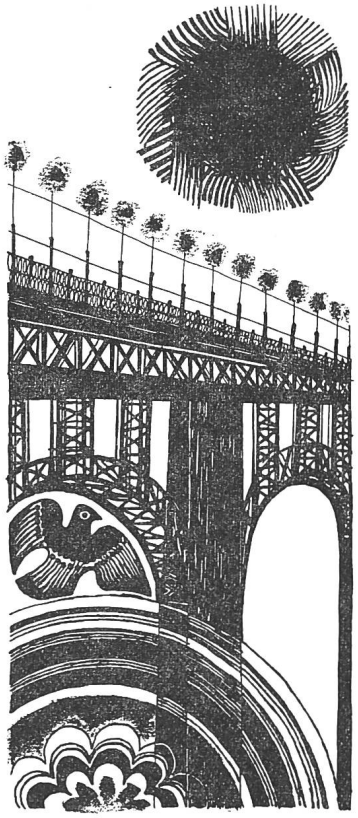
Jetzt lachten wir alle.

«Es muß sonst noch wem eine Schraube locker sitzen», spottete Heiner.

Später wurde es zu einer Art Besessenheit. Die ganze Klasse war angesteckt. Mit einem leeren Gefühl in der Magengrube gingen wir über die Kirchenfeldbrücke. Sie zitterte, sie bebte, an jedem Tag ein klein wenig mehr. Wir hielten uns am Geländer fest, wenn die Trambahn vorüberrollte, wir schlossen die Augen, von kalten Schauern überrieselt und emporgehoben von dem Bewußtsein herrlicher Furchtlosigkeit. Es war ein Abenteuer, hinüber zu gehen. Hinüber zu gehen und in die ahnungslosen Gesichter zu blicken, dieweil wir um die Gefahr wußten. An den Abenden schlichen wir unten um die Pfeiler, starrten ins Gerüst empor, bis uns schwindelte. Einen ganzen Sommer lang steigerten wir uns in Spannung, Erwartung und Lust hinein – seiltanzend auf der schmalen Grenze zwischen Spiel und Wirklichkeit.

Über die Mittagszeit lagen wir im Aarebad und diskutierten über die nahende Katastrophe. Bruno wollte die Brücke absperren, nicht mehr benützen lassen, damit sie erhalten bliebe. Lotte fand, man sollte das Tragwerk restaurieren. Aber Fred behauptete mit großartiger Miene, daß die Kirchenfeldbrücke dem Untergang bestimmt sei. Jedes Eingreifen in den Willen des Schicksals würde sich

Von Katharina Hess



grausam rächen an dem, der so Vermessenes im Sinne hätte.

Heiner packte sein Mittagsbrot aus. «Auch die Menschen, die zur Stunde des Einsturzes auf der Brücke sein werden, sind schon vorbestimmt», erklärte er feierlich. «Keiner von ihnen entgeht seinem Schicksal.»

Ich drehte mich auf den Rücken, sah Heiner an und lachte.

«Natürlich», knurrte er, «Mädchen müssen immer lachen, sogar dort, wo es um Tod und Untergang geht.»

Ich lachte noch auf dem Sprungbrett, die Zehen um den Rand gebogen, die Knöchel aneinander gepreßt. Ich lachte, holte tief Atem und stieß mich vom Brett ab.

Ach, dieser letzte Sommer auf der Schwelle zwischen Kindheit und Erwachsensein! Ach, daß er verrauschte, verwehte und versang!

Lotte wohnte am Läuferplatz. Das Mansardenfenster ihres Zimmers schaute auf die alten Höfe, die Terrassen und Kamine, auf die rötlichen Giebelfronten der Nydegg hinaus. Eine Linde überspielte mit leichten Blättern die Autos auf dem nahen Parkplatz, und über das Dächergewirr in der Ferne hob sich die Spitze des Münsterturms.

Wir saßen auf der Fensterbank.

«Ich möchte einmal allein hingehen, ohne die Buben», wünschte Lotte. «Vielleicht, daß wir uns alles nur einbilden!»

«Psst!» warnte ich. «Denk nicht darüber nach! Wenn du vernünftig wirst, kannst du nicht mehr glauben. Dann ist es zu Ende. Aber nicht nur das mit der Brücke, sondern alles Herrliche, Geheimnisumwitterte in deinem Leben!»

«Gehen wir also nicht hin», entschied Lotte.

Es war tief im Herbst, als Fred wußte, an welchem Tag die Brücke einstürzen würde. Er hatte es errechnet mit Hilfe eines Pendels, in vielen mühseligen Wochen. Er war dem Gesetz der sterbenden Brücke auf die Spur gekommen. Der Rest war Rechnerei – und wozu büffelten wir höhere Mathematik? An einem Tag im grauen November sollte es geschehen. Später wußten wir die Stunde und Minute. Schließlich gelobten wir, im entscheidenden Augenblick auf der Brücke zu sein. Wir waren noch acht: sechs Buben und zwei Mädchen. Den anderen war unsere Geschichte zu lächerlich oder zu grauenhaft geworden.

Rico bastelte eine Lautsprecheranlage, damit er uns Anweisungen geben und uns auf dem laufenden halten könne.

Wir waren als Posten über die ganze Brücke verteilt. Mein Platz wurde mir zugewiesen am einen Ende auf dem Trottoir. Ich hatte die Menschen zu zählen, die in der entscheidenden Phase die gefährliche Strecke betraten – und mit der Brücke in die Tiefe gerissen würden.

«Denk daran», erinnerte mich Heiner, «daß du Tote zählst!»

Der Nebel war so dicht, daß wir einander nicht sahen. Ein durchdringender Sprühregen nieselte daraus nieder. Wenige Menschen gingen über die Brücke. Schauerlich tönte durch die Stille Ricos Stimme aus dem Lautsprecher. Er schwatzte ohne Unterbruch, rasch und mit Pathos, aber ohne Sinn. Mich fror. Ich war auf einmal ernüchtert. Fast schämte ich mich, hier zu stehen.

Ricos Stimme überschlug sich beinahe. «Du entkommst mir nicht, du kleiner Angsthase!» schrie er. «Du bleibst hier bei mir und stürzest mit in die Tiefe – jetzt gleich, in wenigen Augenblicken!»

Ich konnte Rico im Nebel nicht sehen. Ich wußte nicht, ob er tatsächlich jemanden aufhielt oder ob er sich das Ganze nur um des Effektes willen ausgedacht hatte. Unwillig wandte ich mich ab. Das ging entschieden zu weit, daß er kleine Kinder quälte, auch wenn er nur Spaß trieb – mußten die Vorübergehenden es nicht für Ernst halten?

Drei Minuten vor dem entscheidenden Zeitpunkt bekamen Lotte und ich den Befehl, die «Toten» zu zählen. Ich verharrte nur noch aus Neugierde auf dem Platz, und weil ich die Schadenfreude auskosten wollte, wenn im genau errechneten Zeitpunkt nichts geschah . . .

In flüchtigen Profilen nur glitten die Gestalten an mir vorüber. Und doch haben sich mir die fünf Menschen, die in jenen drei Minuten auf die Brücke traten, unauslöschlich eingeprägt.

Es war zuerst der Umriß eines älteren Mannes, weißes Haar unter einem in die Stirn gedrückten Wetterhut, eine gebeugte, aber energische und zähe Gestalt. Sie kämpfte sich durch Nässe und Wind und entschwand.

Mehr als eine Minute verstrich, bis der Nächste kam: ein junger Mensch, schön von Angesicht, soviel ich sehen konnte. Ein Paar warme, braune Augen trafen mich im Vorübergehen. Ich wandte den Kopf nach ihm um. Er schritt rasch und bestimmt aus und verlor sich im Nebel.

Die nächsten beiden kamen beinahe miteinander. Ein junges Mädchen voran, nicht viel älter als ich selber, aber auffällig zurecht gemacht, und beim Näherhinschauen erschreckte mich der gleichgültige und hochmütige Ausdruck auf ihrem Gesicht.

Die Gestalt hinter ihr wirkte recht

zerlumpt. Der Mann trug einen Rucksack am Buckel und einen Koffer in der Hand. Er qualmte aus einer langen, gebogenen Pfeife. Zwei listige Äuglein blitzten mich an, während er etwas knurrte, nicht unfreundlich, wahrscheinlich sollte es ein Gruß sein.

In letzter Sekunde trat noch einmal eine junge Frauengestalt auf die Brücke, in einen hellen Regenmantel und ein ebensolches Kopftuch gekleidet. Sie wandte mir ein einfaches, reines Profil zu, nicht unbedingt schön zu nennen, aber ergreifend in seiner Seltenheit. Sie ging langsam. Plötzlich begann sie zu lächeln, genau als Ricos Geschwätz verstummte, weil der große Moment gekommen war. Ich drehte den Kopf in der Richtung ihres Lächelns und gewahrte einen Mann, der rasch auf sie zu kam.

Als wir unsere Posten verließen, enttäuscht, erleichtert und beschämt zugleich, riß der Nebel auf, der Gurten wurde kurz sichtbar, eine Helle glänzte auf den nassen Dächern. Die Brükke war nicht eingestürzt. Und doch war etwas geschehen. Ich ging mit den anderen in ein Café, lachte, schwatzte, trank Limonade, wie immer. Aber ich gehörte nicht mehr zu ihnen. Die Gestalten, mit denen ich heimlich verkehrte, trugen weißes Haar, hatten einen warmen, braunen Blick, zeigten stumpfe, verlebte Züge, schauten aus listigen Äuglein und besaßen ein zart gezeichnetes, reines Profil.

Es dämmerte, als ich mit Lotte über die Kirchenfeldbrücke zurückging. Ich lehnte die Einladung ab, zu ihr nach Hause zu kommen. Das Aarebad stand trostlos, verlassen, die Aare trieb kümmerlich und schmutzig am Ufer vorüber. Nie wieder würde ich so lachen wie damals, die Zehen um den Rand des Sprungbrettes gekrallt, und nie wieder würde ich mich mit solch ungetrübter Lebensfreude ins kühle Wasser stürzen. Nie wieder würde es so Sommer sein!

Zielstrebig und unbeirrt hatte ich studiert und meine Prüfungen gemacht, zuletzt das Lizentiat und das Staatsexamen. Dieses Ereignis feierten wir an einem Sommerabend bei Heiner. Er war auf derselben Fakultät wie ich und lebte mit zwei Kollegen zusammen in einer alten Wohnung am Dalmaziquai, die sie nach ihrem Geschmack bemalt und verändert hatten. Wir zündeten Kerzen an, die in leeren Chianti-Flaschen steckten, und tranken einen spanischen Wein.

Und dann kam Jan. Jan mit dem blassen, mageren Gesicht und dem schwarzen, glatten Haar, Jan mit den unruhigen, dunklen Augen. Wir wurden einander vorgestellt, nichts weiter. Die Kameraden wollten alle Einzelheiten meiner Examina wissen, diskutierten über die mir gestellten Fragen, beurteilten meine Zukunftsaussichten, redeten mich neckend mit «Fräulein Doktor» an. Jan saß daneben und hörte zu. Die anderen forderten ihn auf, mir endlich zu gratulieren. Er aber lächelte und bemerkte, daß ich ein hübsches Kleid trüge und aussähe wie ein ganz junges Mädchen. Er sagte das in einem Tonfall und indem er mich ansah, als ob wir allein gewesen wären. Später verschwand er so unauffällig, wie er erschienen war.

Früh am Morgen erst gingen wir heim. Mit Lachen und Lärmen störten wir die Nachtstille am Dalmaziquai. Meine Kommilitonen wollten ein Morgenbad nehmen in der Aare. Ich ließ sie hinter mir zurück. Zum ersten Mal seit Jahren wünschte ich mir wieder, in die Arme genommen, beschützt und geliebt zu werden – und wußte ich sehr genau, wie das Gesicht über mir aussehen müßte.

Man bereitete mir einige Schwierigkeiten, als ich erklärte, daß ich einen Mann heiraten würde, der vier Jahre jünger war als ich und dessen Eltern auf einer Farm in Südafrika lebten. Die Verhältnisse waren meiner Familie zu unklar, der junge Mann zu selbständig und unbeirrbar. Aber gerade das gefiel mir an ihm. Wir beschlossen, meinen Verwandten Zeit zu lassen. Außerdem stand Jan noch im Studium. Ich trat eine Stelle an auf der Frauenabteilung des Untersuchungsgefängnisses. Hier erwartete mich eine fesselnde, wirklichkeitsnahe Arbeit. Ich war glücklich. Wenn Altersunterschied und Andersartigkeit uns trennten, so schlug meine Liebe eine kühne Brücke darüber, die alle Spannungen und Belastungen aushielt.

Ich saß an einem Mittag auf einer Bank im Rosengarten, wartete auf Jan. Eine Gestalt riß mich aus meinen Träumereien. Sie ging weit von mir durch einen Kiesweg, tauchte vom Licht in den Schatten, verschwand hinter Baumstämmen und entkam endlich aus meinem Blickwinkel. Ich hatte den Mann augenblicklich erkannt. Schlohweißes Haar hing ihm lang und unordentlich über die Ohren, den Hut trug er in der Hand. Er kämpfte gegen den friedlichen Sonnenschein und die laue Luft so verbissen an wie einst gegen Nässe und Wind.

Jahrelang hatte ich nicht mehr an jene Kindertorheit zurückgedacht. Jetzt stand ich auf und rannte dem alten Manne nach. Ich huschte an Blumenbeeten vorbei, an erstaunt aufblickenden Menschen, vorüber an Teichen und Wasserspielen und stellte mich ihm weiter vorn in den Weg. Kein Zweifel, er war es. Er nahm keine Notiz von mir. Meine Augen ließen ihn los. Während ich langsam zurückging, überwarfen mich die Erinnerungen geradezu. Nebel trieb am eisernen Brückengeländer vorbei, feuchter Wind griff in mein Haar, Ricos kreischende Stimme überschlug sich in dem unsichtbaren Lautsprecher – Fetzen von Sommer zogen durch mich hindurch, das Aarebad, mein Lachen damals, der Duft nach Lindenblüten, die sterbende Brücke und das Gefühl, bei geschlossenen Augen zu fallen, unendlich zu fallen und doch nie und nirgendwo aufzuschlagen.

Ich hatte mir einen freien Vormittag erkämpft und lag lesend im Bett. Die Türglocke läutete. Mochte sie! Jan

besaß einen Schlüssel, außerdem war er auf der Universität. Aber beim dritten Läuten wurde ich unruhig. Wer konnte um diese Vormittagszeit an meiner Tür klingeln? Und wenn ich an der Arbeit wäre? Aber der unbekannte Besucher mußte ahnen oder wissen, daß ich zu Hause war. Er klingelte ein viertes Mal. Jetzt sprang ich auf, schlüpfte in den Morgenrock, fuhr mir mit den Fingern durchs Haar und rannte auf nackten Füßen zur Tür.

Als ich öffnete, erschrak ich. Er fragte, ob mir nicht gut sei, seine listigen Äuglein blitzten mich besorgt an. Er war so zerlumpt gekleidet wie damals. Wieder paffte er aus einer gebogenen Pfeife. Er ließ den Rucksack von den Schultern gleiten, entnahm ihm ein paar Glarner Schabziegerstöckli und bot sie mir feil. Verstört griff ich zwei heraus, drückte ihm ein viel zu großes Geldstück in die Hand und ließ die Tür vor seiner Nase zufallen. Ich drehte den Schlüssel und lehnte mich an die Wand. Ich hörte ihn draußen etwas knurren, das nicht unfreundlich klang. Als er die Treppe hinunterpolterte, begann ich zu lachen. Wie hatte mich das närrische Spiel des Zufalls so erschrecken können!

Jan beendete sein Studium und ging nach Afrika. Eine wilde Trauer ergriff mich, als er es mir sagte. Ich fühlte mich zurückgesetzt, verraten, betrogen. Es hielt schwer für mich zu begreifen, daß er seinen Eltern zuliebe hinfuhr, daß seine Mithilfe beim Verkauf der Farm unumgänglich war. Er erklärte mir, sein Vater sei nicht mehr im vollen Besitz seiner Kräfte, man versuche, ihn zu betrügen, den Wert der Farm herabzusetzen. Vom Erlös müßten seine Eltern aber nachher ihren Lebensabend bestreiten. Indessen glaubte ich, daß er vor allem dem Willen seiner Mutter gehorchte, die ihn vor seiner Heirat noch einmal für eine möglichst lange Zeit bei sich haben wollte.

Jan blieb bei all meinen Vorwürfen, Klagen, Tränen ruhig. «Ich mag diese zermürbenden, endlosen Abschiedsszenen nicht, Ursula», sagte er. «Ich liebe dich. Ich habe dir, soviel ich weiß, keinen Anlaß gegeben, etwas anderes zu denken. Spätestens im Herbst werde ich zurückkommen. Die Anstellung auf dem Städtischen Bauamt ist mir so gut wie sicher. Wir werden heiraten. Es liegt an dir, ob du an mich glauben kannst oder nicht.»

Ich mußte ihn ziehen lassen. Mit dem Verstand begriff ich, daß er seinen Eltern helfen, und mehr noch, daß er sie nach so langen Jahren einmal wiedersehen wollte. Ich achtete seine Haltung sogar. In seinem Fall hätte ich wohl nicht anders gehandelt. Aber mein Selbstmitleid überwand ich nicht. Ich war unglücklich wie ein junges Mädchen, das seinen ersten Liebsten verliert.

Der Sommer nach Jans Abreise war gewitterschwer und schwül. Ich saß in meinem Büro hinter heruntergelassenen Jalousien und schrieb. Meine Gedanken waren bei Jan. Automatisch tippten meine Finger ein Protokoll, die alte, wohlbekannte Geschichte einer Frau in mittleren Jahren, die aus Langeweile und Abenteuersucht in Warenhäusern und Selbstbedienungsläden stiehlt.

Das Telephon summte. Ich nahm den Hörer von der Gabel und stützte den Kopf in die Hand. Dann richtete ich mich auf.

«Ja», sagte ich, «ich bin abkömmlich. Gut – in einer Minute!»

Im Zimmer war es plötzlich düster geworden. Ich zog den Rolladen hoch. Eine Wolkenwand hatte sich vor die Sonne geschoben. Über dem Jura in der Ferne zuckte ein erster Blitz. Der Donner folgte ihm spät und zögernd. Ich eilte die Treppe hinunter. Die Kriminalbeamten warteten schon in der Eingangshalle. Wir stiegen ins Auto, fuhren mit Blaulicht über den Waisenhausplatz, durch die Altstadt und bogen aus der Gerechtigkeitsgasse in den Nydeggstalden ein.

Die Kriminalbeamten wiesen die Menschen zurück, die sich im ersten Kellerraum drängten. Der Kommissar geleitete mich durch einen düsteren Flur und eine offensichtlich gewaltsam erbrochene Tür in eine Waschküche. Auf dem Zementboden lag eine tote Frau, das Gesicht nach unten gedreht. Aus einer unsichtbaren Wunde mußte viel Blut gesickert sein, ein roter Streifen zog sich vom Körper zum Ablauf hin.

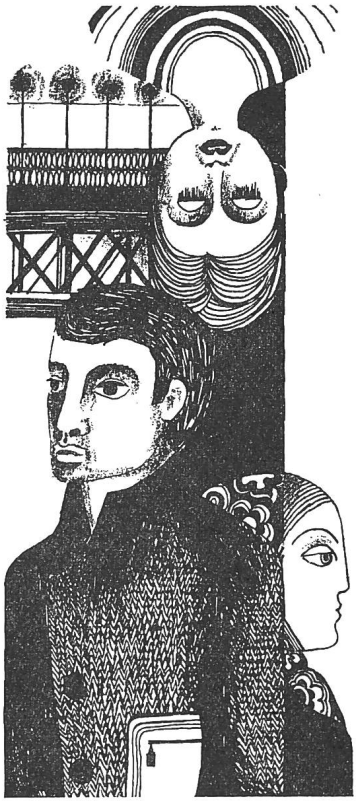
Erst jetzt gewahrte ich ein junges Mädchen, das bleich auf einem Stuhl in der Ecke saß. Ich begriff. Ihretwegen hatte ich herkommen müssen. Ich sollte mit ihr reden. Einer der Beamten photographierte, Blitzlicht von allen Seiten, von oben, aus der Nähe, von der Tür, vom Fenster her. Ein anderer beugte sich über die Tote und machte Notizen. Endlich gab der Photographierende dem Kollegen ein Zeichen, den Kopf der Frau vorsichtig zur Seite zu drehen.

Ich tastete mit den Händen nach der Wand hinter mir. Noch als Tote trug sie diesen unvergeßlich gleichgültigen, überdrüssigen Ausdruck im Gesicht, ja, er hatte sich seit damals noch verschärft. Die hochtoupierte Frisur war fast unversehrt, die Winkel des grell geschminkten Mundes heruntergezogen, gelangweilt und geringschätzig sogar ihrem Mörder gegenüber.

Ich blickte fort zu dem kleinen Fenster empor, das ebenerdig aufs Trottoir hinausging. «Die Dritte», dachte ich. Schwere Regentropfen klatschten bedächtig auf den heißen Asphalt. Das Donnerrollen kam näher.

Ich bat, unter vier Augen mit dem Mädchen reden zu dürfen. Man führte uns in eine Wohnung hinauf, in ein angenehmes Zimmer. Das Mädchen saß zitternd auf der Kante eines Stuhles. Ich stand am Fenster. Soviel ich auch bat, fragte und in sie drang, sie antwortete mir nicht. Von Zeit zu Zeit fuhr sie auf, blickte wild um sich und flüsterte: «Er wollte mich umbringen, mich auch!»

Grelle Blitze erhellten für Augenblicke den dämmerigen Raum, der Donner folgte ihnen schlagartig, Regen prasselte auf Dächer und Gas-



sen. Das Gewitter entlud sich über der Stadt.

Ein Wagen fuhr vor. Ich sah, wie ein Mann in Hut und Regenmantel herausstürzte und im Hauseingang verschwand. Einer der Kriminalbeamten trat zu uns ins Zimmer. «Der Gerichtsmediziner ist gekommen», sagte er.

Ich ging hinunter. Der Arzt kniete vor der Toten, ich sah nur seinen Rücken. Er arbeitete mit raschen, sicheren Bewegungen. Er war schlank und hatte einen wohlgeformten Kopf. Als er aufstand, streifte er mich mit einem warmen Blick aus braunen, lebhaften Augen.

Für eine flüchtige Sekunde packte mich ein unerklärliches Triumphgefühl. Aber dann wurde mir unheimlich zu Mute, so unheimlich und grauenvoll wie nie zuvor.

Der Gerichtsarzt legte mir einige Tage später in meinem Büro das Ergebnis seiner Untersuchungen vor. Ich erzählte ihm das Erlebnis von der Brücke, und was ich nicht für möglich gehalten hätte: er glaubte, sich schwach an das Mädchen zu erinnern, das damals am Geländer gestanden und ihn angestarrt hatte. Ich nahm seine Einladung zu einem Ausflug an und erlaubte es ihm, mich zu besuchen.

Wie hätte ich mich wehren sollen, als er mich küßte, da ich es mir ja gewünscht hatte?

«Ich habe einen Verlobten in Afrika», sagte ich, als er mich freigab, «und Sie haben gestern von Ihrem Buben erzählt, haben also eine Familie – wir werden unsere Begegnungen einstellen müssen, da wir offensichtlich nicht imstande sind, sie in kameradschaftlichem Rahmen zu halten.»

«Wünschest du dir das?» fragte er.

Wir trafen uns mehrmals in diesem Sommer. Ich wußte nur seinen Namen, und daß er Arzt war am gerichtsmedizinischen Institut. Er sprach nicht mehr von seiner Familie, ich nie von Jan. Ich litt. Ich wehrte mich. Von Zeit zu Zeit unterlag ich. Ich hatte die Bedeutung der körperlichen Anziehungskraft unterschätzt. Nie hätte ich geglaubt, daß sie über einen vernünftigen, disziplinierten Menschen Macht gewinnen könnte. Nun erlebte ich ihre Glut und ihre Grausamkeit. Wenn ich den Telephonhörer abhob und die Stimme des Arztes hörte, war mein Wille schon gebrochen. Wenn ich auf seine gewandten, entschlossenen Hände sah, wünschte ich mir schon, sie an meinem Körper zu spüren. Und wenn er meinen Blick in seine braunen Augen bannte, überfiel mich derselbe Taumel – nur viel betörender – wie damals auf der Brükke, als wir noch Kinder waren, als wir uns am Geländer festhielten, die Augen schlossen und das Fallen ohne Halt begann.

Er war kein leichtfertiger, gleichgültiger Mensch. Er erkannte bald, daß er mich mit etwas belud, das in keinem Verhältnis zu meiner Lebenshaltung und zu meinem Charakter stand.

«Ich komme nicht wieder», sagte er eines Tages. «Du bist dem nicht gewachsen.» Er nahm meinen Kopf in seine Hände und sah mich beschwörend an. «Belade nun nicht dein ganzes zukünftiges Leben, deine Liebe, deine Ehe mit einem Schuldgefühl, nur weil du erleben mußtest, daß eine elementare menschliche Bedingung auch für dich gilt! Die Erfahrung wird dir zugute kommen in Beruf und Leben.»

Er ließ mich los und lächelte: «Natürlich werde ich dich eine Zeitlang vermissen», gestand er, während er schon nach Hut und Regenmantel griff.

Seine Sachlichkeit tat mir wohl. Er hielt sein Versprechen. Ich sah ihn nur noch zweimal flüchtig im Korridor des Untersuchungsgefängnisses – er lächelte, grüßte und ging vorüber.

Jans Heimkehr schob sich hinaus, weil sein Vater krank wurde. Der Verkauf der Farm war jedoch vollzogen, und Jan hoffte, seine Eltern kurz vor Weihnachten in die Schweiz heimbringen zu können. Ich hatte also noch Zeit, mich in die Liebe zu ihm zurückzuretten. Aber ich erholte mich nur langsam. Kein Ereignis in meinem bisherigen Leben hatte mich so gründlich in Frage gestellt. Außerdem fühlte ich mich doppelt einsam. Da war nun nicht mehr bloß das Heimweh nach Jan, auch der Arzt fehlte mir. Oder es fehlte mir das, was ich bei ihm zurückgelassen hatte, und was nun nicht mehr zu ersetzen war. Ich stürzte mich in die Arbeit und schrieb an Jan, jeden Tag. Ich schrieb ihm nicht, was geschehen war. Ich wußte nicht, ob er das verstehen und verzeihen konnte. Ich wollte ihn nicht verlieren.

Es wurde Dezember, Jan kam heim, und ich lernte seine Eltern kennen. Schon nach der ersten Stunde wußte ich, daß ich seiner Mutter unrecht getan hatte. Sie freute sich offensichtlich, daß ich ihre Schwiegertochter werden sollte. Als wir allein waren, dankte sie mir, daß ich Jan habe ziehen lassen, für sie ein Opfer gebracht habe – sie wisse es wohl zu schätzen.

Ich schämte mich. Jans Mutter achtete mich für eine großzügige und selbstlose Haltung, die ich gar nicht bewiesen hatte.

Ein Geständnis von Jan brachte mich in eine noch schmerzlichere Verlegenheit. «Ich habe Angst gehabt, Ursula», bekannte er.

«Angst?» fragte ich überrascht. «Du?»

«Ja, ich! Ich wäre beinahe zu dir zurückgeflogen.»

«Warum?» forschte ich, während ich schon wußte, daß er mich nun um Aufrichtigkeit bitten und daß ich lügen würde.

«Ich fürchtete, dich zu verlieren», gestand er. «Ich fürchtete, es könnte dir ein anderer begegnen.»

«Aber Jan!» rief ich.

Er fuhr fort: «Als ich wegfuhr, hatte ich das Gefühl, du verstündest meine Handlungsweise nicht ganz. Daraus hätte bei dir leicht eine Entfremdung entstehen können, und das hätte die Zuneigung zu einem anderen erleichtert.»

Ich schüttelte lächelnd den Kopf. «Aber Jan!» wiederholte ich.

Er betrachtete mich eine geraume Weile mit einem forschenden Ausdruck. Ich hielt der Musterung stand. Ich war entschlossen, zu schweigen, und glaubte, das Richtige zu tun.

Plötzlich löste sich die Spannung auf Jans Gesicht. «Weißt du, warum ich der Versuchung, heim zu fliegen, nicht nachgegeben habe?»

Ich hob fragend die Schultern.

«Ich wollte wissen, ob unsere Zusammengehörigkeit wirklich so stark sei, wie ich sie mir dachte und wünschte», sagte er.

Wir richteten unsere Wohnung ein und feierten Hochzeit. Nie sagte ich ein Wort von dem fremden Arzt. Alle die glücklichen Erwartungen, die wir in unser Zusammenleben gesetzt hatten, erfüllten sich. Unsere Liebe und unsere Zusammengehörigkeit wuchsen. Und dennoch pochte in meinem Innern ein geheimer Gram. Ich verschwieg ihn.

Zwar war Jan nicht engherzig, aber so rechtlich, klar und offen, daß ich doch annehmen mußte, er würde von den dunklen Regungen meines Blutes wenig verstehen.

«Ach Jan», seufzte ich, «warum liebst du mich eigentlich?»

Ein Lächeln in seinen Augen, um seinen Mund, verstärkte sich, während er im Stuhl zurücklehnte und die Beine übereinander schlug. «Du fragst manchmal so sonderbar. Wenn ich eine vernünftige Antwort wüßte, hätte meine Liebe keinen Bestand. Wenn ich sagte, wegen deines blonden Haares, und du würdest weiß, dann wäre die Liebe aus. Oder ich sagte, wegen deiner schlanken Gestalt, und du würdest dick, dann wäre sie wieder zu Ende. Selbst, wenn ich sagte, wegen deines lauteren Charakters, wäre das falsch. Denn du könntest ein Verbrechen begehen, und ich müßte dich verstoßen.»

Ich fragte, scheinbar gelassen: «Und das würdest du nicht tun?»

«Aber Ursula!» rief er. Das Lächeln verschwand aus seinem Gesicht, vollkommen. «Aber Ursula! Das hättest du nun nicht fragen dürfen! Das tut mir weh!»

Ich gab meinen Beruf auf, als ich unser erstes Kind erwartete. Anstatt ins Untersuchungsgefängnis, ging ich nun in einen Säuglingskurs und besuchte die Lektionen des Schwangerschaftsturnens.

An jenem Tag hatte ich mich verspätet und befand mich beim Umziehen allein in der Garderobe. Außer Atem und doch etwas zaghaft betrat dann noch eine Frau den Raum. Ich erkannte sie, als sie die Tür hinter sich schloß und mir das Profil zeigte. Diesmal erschrak ich nicht. Ich hatte sie erwartet. Vielleicht nicht hier und nicht heute, aber irgendwo und irgendwann in meinem Leben hatte ich sie erwartet. Ihre Züge waren immer noch dieselben: klar und fast schmerzlich fein gezeichnet. In der Eile wechselten wir nur einige Worte. Aber nach der Turnstunde gesellte ich mich wieder zu ihr. Sie erzählte mir, daß sie viele Jahre lang vergeblich auf ein Kind gehofft hätte. Jetzt sei sie bald vierzig. Aber der Arzt habe sich zuversichtlich geäußert. Sie war sehr glücklich.

An einem rauhen Herbsttag lud ich sie zu mir ein und kochte uns Kaffee. «Ich habe Sie vor vielen Jahren schon einmal gesehen», berichtete ich.

Sie war erstaunt und schüttelte den Kopf. «Ich weiß nichts davon.»

«Gewiß nicht», lachte ich. «Sie trafen sich mit einem Mann, Sie strahlten über das ganze Gesicht, Sie hatten für nichts anderes Augen.»

Sie dachte nach. «Wo war das?»

«Es war an einem Nachmittag im November auf der Kirchenfeldbrücke. Nebel dräute, und ein kalter Wind blies.»

Wir tranken Kaffee. Das Gespräch sprang auf anderes über.

Plötzlich rief sie: «Aber natürlich kann ich mich erinnern! Es hatte Kinder auf der Brücke. Mein Mann – er war es zwar damals noch nicht – ärgerte sich. Wir sahen einen großen Burschen, der einen kleinen blassen Jungen am Kragen festhielt. Der Kleine schlug um sich, biß und kratzte, ohne einen Laut von sich zu geben. Mein Mann befahl dem Großen, den anderen loszulassen. Jener gehorchte und erklärte, es wäre alles nur Scherz gewesen. Aber der Gesichtsausdruck des Jüngeren sah nicht nach Spiel und Spaß aus.»

Ihre Erzählung überraschte mich. Es gab ihn also tatsächlich, den kleinen Angsthasen, von dem Rico faselte!

Im Februar blieb sie aus. In den Zivilstandsnachrichten stieß ich auf ihren Namen und las, daß sie einem Knaben das Leben geschenkt hatte. Ich fragte telephonisch in einigen Kliniken an und fand sie endlich im Lindenhofspital.

Mit einem Strauß Azaleen und einem hellblauen Jäckchen betrat ich ihr Zimmer. Sie lag blaß in den Kissen, den Blick dem Fenster zugewandt, und weinte. Mein leises Unbehagen beim Ausbleiben ihrer Geburtsanzeige verwandelte sich in eine jähe, schmerzliche Gewißheit. Ich hatte noch Zeit, das hübsch verschnürte Päcklein in meine Einkaufstasche zurückgleiten zu lassen. Dann trat ich an das Bett und legte ihr den Blumenstrauß sachte auf die Decke. Sie drehte den Kopf und streckte mir beide Hände hin. Sie nahm die Blumen, betrachtete sie und bat mich, sie einstweilen ins Lavabo zu stellen. Sie setzte sich im

Bett auf und strich ihr Haar zurecht. Aber bei alledem weinte sie immerzu.

Sie begann zu erzählen, ohne daß ich fragte. Während sie redete und weinte, zog sich mir das Herz enger und enger zusammen. Ein mongoloides Kind! «Der Arzt sagt, es sei völlig anormal», schluchzte sie.

Das war schwerer, als wenn das Kind nicht lebensfähig gewesen wäre. Mir fiel kein Wort ein. Ich blieb einfach bei ihr. Sie lehnte sich nicht gegen das Unabwendbare auf. Sie hatte es schon angenommen, fast demütig, und ihr Herz antwortete darauf mit einer unauslotbaren Traurigkeit. Sie weinte die ganze Zeit.

Als ich das Spital verließ, wölbte sich ein zartblauer Abendhimmel über der Stadt. Ein betörender Geruch, wahrscheinlich von Seidelbast, wehte aus dem Garten gegenüber. Auf dem höchsten Wipfel einer Tanne jubelte eine Amsel das erste Frühlingslied.

Unser Sohn kam an einem naßkalten Morgen im März zur Welt. Das Kind lag gesund und kräftig in meinem Arm. Nicht nur in jenen ersten Tagen, sondern durch viele Monate hindurch hat sich ein feiner Schmerz in mein Glücksgefühl hineingebohrt, wenn ich es betrachtete und dabei an die andere Mutter denken mußte.

Und dann gingen die Jahre darüber hin. Martin wurde geboren, Jan machte Karriere. Freilich brachte es sein hoher Posten mit sich, daß er als Fachmann beigezogen wurde beim Bau der Autobahnen und viel unterwegs war. Am Anfang litt ich darunter. Später baute ich meine Interessen aus und arbeitete zeitweise wieder in meinem früheren Beruf. Jedes Zusammensein gestalteten Jan und ich sorgfältig und erlebten es bewußt. Die Trennungen verliehen unserer Ehe so auch etwas Erwartungsvolles, Freudiges.

Ich saß in der Stube und hörte Musik. Es folgte eine außenpolitische Sendung, und ich träumte vor mich hin.

Auf einmal riß mich die Stimme des Sprechers in die Wirklichkeit zurück: «Sie hören jetzt noch einen Bericht von Rico Masciadri...» Ich traute meinen Ohren nicht. Aber als ich ihn reden hörte, seinen Jargon, das kreischende Überschlagen seiner Stimme, wenn er sich erregte, verwarf ich jeden Zweifel. Es war Rico Masciadri, Rico mit dem Lautsprecher auf der Kirchenfeldbrücke. Der Inhalt seiner Worte verwischte sich mir. Ich hörte nur den mir unsympathischen Klang seiner Stimme, und der war für mich untrennbar mit der sterbenden Brücke verbunden, so wie es auch eine Melodie geben kann oder einen Duft, der für uns ein Leben lang nur das Eine sagt und wiederholt.

Es wurde mir unheimlich zumute. Etwas Frevelhaftes mußte an unserer eigenmächtigen Verurteilung der Brücke zum Einsturz gewesen sein. Weshalb sonst wären die Menschen, die wir kaltblütig dem Untergang entgegen gehen ließen, mir alle wieder erschienen? Und weshalb sonst kreischte mir nun, über Jahre und Länder, Rico Masciadris Stimme wieder entgegen?

Am Abend kam Jan mit strahlenden Augen nach Hause. Er ließ sich in einen Sessel fallen. «Freu dich, Ursula! Ich habe einen Auftrag auszuführen, hier in der Stadt, ich bleibe einige Zeit daheim.»

«Wollt ihr ein Hochhaus bauen oder eine Stadtumfahrung?» fragte ich lachend.

«Wir wollen gar nicht bauen», erklärte er, «wir wollen messen. Die Kirchenfeldbrücke macht uns Sorgen. Mit der Zeit wird sie die ständig wachsende Belastung des Verkehrs nicht mehr aushalten.»

«Die Kirch...», begann ich. Das Wort blieb mir im Halse stecken. Ich setzte mich auf das Sofa.

Jan schaute mich verwundert an. «Was ist?» fragte er.

Stockend berichtete ich zuerst von Rico Masciadris Reportage im Radio. Darauf endlich erzählte ich ihm unser Erlebnis auf der Brücke.

Jan lächelte: «Es erstaunt mich nicht, daß ich schon einmal in deiner Nähe war, bevor ich dir am Dalmaziquai begegnete.»

«Wie kommst du darauf?» fragte ich.

«Du errätst es nicht?» fragte er zurück.

Ich schüttelte den Kopf.

«Der kleine Angsthase», sagte er, «der mit der Brücke in die Tiefe stürzen sollte, dieser kleine Angsthase war ich, Ursula!»

Ich wußte mir nicht anders zu helfen, ich begann zu weinen. Es war ein Weinen aus vielen Quellen gespiesen. Da war einmal Angst, Angst vor so viel offenbar nicht sinnloser Zufälligkeit. Da war die Erkenntnis, daß auch Jan auf der Brücke gewesen war. Und da war endlich das Sichwiederaufbäumen der alten, verjährt geglaubten Schuld.

Jan blickte mich hilflos an. «Was ist denn schon dabei, Ursula! Das war doch nur eine harmlose, gar nicht unoriginelle Kindertorheit. Ihr habt niemandem etwas zuleide getan.» Er lächelte. «Die Brücke hielt euren düsteren Prognosen stand. Sie fiel nicht zusammen. Und damit ist euer Abenteuer ja wohl zu Ende gewesen.»

«Ach Gott», dachte ich, «zu Ende!» Ich sah jenen Mittag im Rosengarten wieder und den alten, zähen Mann mit dem weißen Haar. Ich stand unter meiner Wohnungstür vor dem listigen Schabzieger-Krämer. Über die hochmütige Tote auf dem Zementboden mit dem roten Rinnsal schauten mich ein Paar warme braune Augen an, und ein sommerliches Unwetter entlud sich über der Stadt. Ich hörte das Weinen der unglücklichen jungen Mutter, das Jubellied der ersten Amsel hoch in den Tannen und Rico Masciadris Stimme im Radio.

Ich sah Jan in die Augen. «Das war nicht das Ende», sagte ich. «Es kam noch einiges hinterher.»

Jan schwieg eine Weile. Dann sagte er: «Ich habe es in all unseren gemeinsamen Jahren von Zeit zu Zeit gedacht – heute bin ich sicher: Du hast einen Kummer, Ursula! Er hängt irgendwie mit eurer sterbenden Brükke zusammen. Komm, erzähl mir!»

Und ich erzählte.